

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 6

Artikel: "Geöffnet von der Zensur"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diesmal taumelte Schnorf haltlos an die Wand. Seine Augen traten aus den Höhlen. Er brachte kaum mehr ein deutliches Wort hervor.

„B... beim T... Tanz, sagen Sie? Die Dame, die gestern noch Zimmer 42 bewohnte?“

„Miß Schilling, sehr richtig. Was ist denn daran so merkwürdig?“

„Ausgeschlossen, Herr Direktor, ganz und gar undenkbar! Da muß eine Verwechslung vorliegen!“ stammelte der verwirrte Gast und schlug sich an die Stirn. Dann kam die Erleuchtung, der psychologische Scharfblick. Umsonst hatte er nicht Duzende von Kriminalromanen verschlungen. Klar! Die verzweifelte Seele hatte ganz einfach bisher den Mut zur Tat nicht gefunden! Sie befand sich immer noch auf der Flucht vor dem drohenden Gespenst des Todes... Tanz am Abgrund! Lehtes Aufblähen der Lebensflamme... Barmherziger Himmel, er kam also nicht zu spät? Sie lebte noch, war mit einigen Schritten zu erreichen? Und doch. — Eile tat Not. Sie konnte ja den Tod in der Limonade schlürfen... jetzt, in dieser Sekunde...

Außer sich packte er des Direktors Arm.

„Hören Sie, die Dame ist in Lebensgefahr. Wir müssen sie retten, lieber Direktor! Auf der Stelle. In einer Stunde könnte es zu spät sein!“

Mit wenigen sich überstürzenden Worten schilderte er ihr heillofes Vorhaben. Die Wirkung war bestürzend. Weder schien der Eingeweihte um das Heil der gefährdeten Menschenseele, noch um den guten Ruf seines Hauses zu zittern. Vielmehr grinste er vor Vergnügen.

„Wissen Sie das Neueste, Portier?“ rief er dem gemüthlichen Cerberus in der Höhle zu. „Miß Schilling will Selbst-

mord begehn!“ Groteske Wechselblicke... dann hielten die zwei sich die Bäuche.

„Abgebrühte, fühllose Schurken!“ dachte Schnorf erblassend und zeigte Ellas Brief vor. Neuer Heiterkeitsausbruch. Dicke Tränen des Pförtners kollerten auf die illusorische Todesanzeige.

Als die beiden sich von dem unbändigen Gelächter einigermaßen erholt hatten, klopfte der Direktor mitleidig den Rücken des betörten Jünger Merkurs: „Sie kommen zu spät, junger Mann! Der Lebensretter ist bereits gefunden. Ueberzeugen Sie sich selbst.“

Sie traten in den Pavillon. Eine Jazzband gellte, gurgelte, wimmerte. Auf dem Steinrondell drehten sich die Paare.

„Dort... die nette kleine Dame in Rosa, die mit dem dicken Herrn in Oxfordhosen tanzt... das ist Miß Schilling!“ sagte der spaßige Mentor, kaum ahnend, welchen Schlag er dem Begleiter versetzte. Die bezeichnete Person war auffallend klein, feß, kugelrund, mit Stupsnase, Mopsaugen, Plumpuddingbacken, dabei unbeholfen wie eine junge Robbe. Sie tanzte Kumba mit einem ausgewachsenen Seelöwen, der das mollige Hüpfen und Schüttern ihres schmiegsamen Körpers angenehm zu empfinden schien und zwischen hervorstehenden Hauern ein öliges Wohlwollen auspuffte. Der Kolofß leuchte, grunzte, schlürfte abscheulich und bewegte sich kaum, indes seine Partnerin mit flinken runden Beinchen einen wahren Strichnadelstich entwickelte. Es sah wirklich aus, als hüpfte ein Mäpchen liebevoll an einem zottigen Bernhardiner hoch. Ein Anblick zum Heulen!

Schnorf konnte ihn nicht lange ertragen. Von der kalt lächelnden Wirklichkeit grausam aufs Haupt geschlagen, wankte er hinaus und von stund an war er der romantischen Lebensauffassung abgründlich entfremdet.

„Geöffnet von der Zensur“

Die einzelnen Länder haben für ihren Postdienst Kontrollen eingerichtet, Zensuren, die verhindern sollen, daß entweder in der Post nach dem Ausland oder in den Briefen von der Front zum Inland Dinge geschrieben werden, die nicht für das „Publikum“ im allgemeinen und den Gegner im besonderen bestimmt sind oder von diesen nicht gewußt werden brauchen. Zensur — ist ein ernstes Geschäft. Aber auch in dieser ernstesten Arbeit gibt es fröhliche Momente — wie wir aus den folgenden Schilderungen sehen werden.

Der „Erfahrbrief“ an die Braut.

Mancher kann eben nicht einmal im Feld den Mund halten. Und so kommt es, daß mehr als eine Braut einen Brief nicht erhält, den der Bräutigam seiner Liebsten geschickt hatte. Er schimpft nachher auf die unzuverlässige Post, wobei es sich in Wirklichkeit einfach darum handelt, daß der Soldat sein Bestreben, seiner Braut alles zu erzählen, zu weit gehen ließ.

Nicht immer haben die Zensoren Zeit, einen Erfahrbrief an die Braut zu schreiben, wie es in einem Fall geschah, als eine angehende Ehefrau folgende Epistel empfing: „Leider war Ihr Bräutigam zu geschäftig, sodaß wir Ihnen leider seinen Originalbrief nicht zustellen können. Er schreibt Ihnen jedoch, daß es ihm sehr gut geht, daß er sich zwei Paar neue Socken wünscht und Ihnen einige Duzend Grüße und Küsse schickt. Ferner ist zu erwähnen, daß er in seinem Schreiben 5 Mal den Ausdruck Schnuck verwendet.“

Von Astronomie verstand er nichts!

Es empfiehlt sich auch nicht, in den im Krieg geschriebenen Briefen Ausdrücke zu verwenden, die ein selbst sprachgewandter Zensor nicht gleich schluckt. So hatte jüngst jemand, der von Beruf Astronom war, berichtet, daß bei einem Fliegerangriff für ihn die Angreifer zwischen Orion und Plejaden sichtbar wurden.

Wie hätte er sich als Fachmann des Himmels anders ausdrücken können? Das Ende vom Lied war, daß der Zensor diese Andeutungen, die ihm zwar irgendwie aus früher Schulzeit bekannt vorkommen mußten, für eine unzulässige Ortsangabe hielt, die gestrichen werden mußte.

Und so bekam der Empfänger den Brief mit den Andeutungen — — — zwischen... und... Na, für ihn war es auch egal. Aber er hätte doch gern gewußt, was da gestanden hatte, wo der schwarze dicke Strich zweimal in Erscheinung trat.

„Leider gezwungen, es doch zu lesen.“

Ein anderer Soldat einer europäischen Armee hatte seiner Braut einen ganz netten und recht harmlosen offiziellen Brief geschrieben. Dieser Brief war in Ordnung, wie man ihn auch drehte und wendete. Aber als der Zensor sich den Umschlag genauer ansah, zeigte sich, daß im Innern der Fütterung ein anderes Briefchen steckte.

Hah — einem Geheimnis auf der Spur? Hah — ein Rätsel vor der Klärung? Nein, auf diesem eingeschobenen Briefchen standen die Liebesworte, die im offiziellen Brief in Grenzen gehalten waren, recht ungeschminnt.

Der Schreiber sagte es alles so, wie er es seiner Braut bei einem zärtlichen Tête-à-tête geflüstert haben würde. Der Mann von der Zensur errötete sanft, hielt den Brief noch rasch über die Kontrollampe. Harmlos — aber etwas anzüglich... Also vermerkte er darauf: „Für die Empfängerin: Wir haben diesen Brief leider doch lesen müssen — aus dienstlichen Gründen. Die Zensur bittet um Entschuldigung. Pflicht ist Pflicht!“

Erinnerungen aus der Kinderzeit.

Und dann kommt noch eine niedliche Geschichte, die sich übrigens in allen Kriegsländern wiederholt zu haben scheint,

wie aus den vorliegenden Berichten hervorgeht: eine junge Dame, die ihrem Herzallerliebsten unbedingt einiges sehr Süßes zu sagen hatte, erinnerte sich, daß man in der Schule die sogen. Wo-Sprache gepflogen hatte. Sie besteht darin, daß man hinter jedem Vokal ein wo einschleibt. Also „Lieber Karl“ heißt „Liewobewor Kaworl“. Die geübten Augen der Zensoren hatten diesen Trick rasch durchschaut. Aber sie schickten den Brief an die

Absenderin zurück mit dem Vermerk: „Dieswoewo Sprawoche wo iwost niwocht erwolauwobt“. Die Empfängerin der Rücksendung wußte, woran sie war.

Ja — wenn Krieg ist, sind auch Reflexionen aus der Schul- und Kinderzeit nicht gestattet, solange diese in „Geheimschrift“ in Liebesbriefen stehen . . .

Daran kann auch der arme Herr Briefzensor nichts machen.

Tanzabend Suzanne Arbenz

Es braucht Mut und Unternehmungslust, neben den diversen Kunstgenüssen, die gegenwärtig geboten werden, mit einem selbständigen Tanzabend aufzuwarten. Suzanne Arbenz, die Freitag den 26. Januar in der Aula des Städt. Gymnasiums zu „Tänzen ernster und heiterer Art“ einlud, wie der Programmzettel anzeigte, hat sich die selbstgestellte Aufgabe nicht leicht gemacht. Das gewählte Repertoire enthält die verschiedenartigsten Darbietungen und ist sorgfältig und geschmackvoll zusammengestellt. Da sind feierliche und spielerische Tänze, Tänze der Nacht, Gestaltungen aus Glucks Orpheus, um nur einige herauszugreifen.

Suzanne Arbenz arbeitet vom Geistigen her, ihre tänzerischen Schöpfungen sind das Ergebnis innerer Schau, verraten selbstes Empfinden und tragen den Stempel eigenwilliger Persönlichkeit. Immer und immer wieder überrascht die Klarheit der Konzeption. So kommt es, daß sie nie ins Fahrwasser des Konventionellen gerät und Trivialem fernbleibt. Allen ihren Gestaltungen haftet etwas erdgelöstes und schwebendes an, das in großzügigen, klaren Gebärden seinen Ausdruck findet. Eigene Wege geht sie in Glucks „Klage“, wo der ganze Körper in elegischer Resignation vibriert und in den „Tänzen der Nacht“ nach Musik von Bloesch, in denen nacheinander Ruhe, Einsamkeit, das Dunkle, das Liebliche und Bewegung sprechenden Ausdruck finden.

Ganz reizend ist ein „Spielerischer Tanz“ zu Klängen von Arbenz, von einer mutwilligen Verspieltheit in Haltung und Bewegung und kindlicher Trunkenheit, die sich auch auf den Gesichtszügen malt. Zeuge lecker Schalkhaftigkeit (auch im Kostüm) ist der Oberon-Tanz nach Debussy, und erfüllt von warmem Humor, der sich aber nie ins billig Neckische versteigt, sind „Kleines Intermezzo“ und „Walzer“. Das Raumproblem löste Suzanne Arbenz geschickt und überlegen. Wenn gelegentlich die technischen Mittel nicht voll ausreichen, alles Empfundene auszudrücken, so wird hier zähes Weiterarbeiten die Lücke ausfüllen.

Hervorzuheben sind die von der jugendlichen Künstlerin selbst entworfenen Kostüme, die sich durch schlichte Gediegenheit auszeichnen.

Eugen Huber hatte die Klavierbegleitung sehr ansprechend inne und gefiel auch mit Solodarbietungen von Rameau, Ibert und dem immer wieder gern gehörten Cis-moll-Walzer von Chopin (die durch freien Vortrag allerdings noch gewonnen hätten). Das in hübscher Zahl erschienene Publikum kargte nicht mit Beifall, spendete Blumen und warmen Applaus. Man darf auf die weitere Entwicklung der jungen Künstlerin, die viele, lehrjahrig gemachte Versprechungen durch diesen Abend schon aufs schönste erfüllt hat, weiterhin gespannt sein.

Fastnacht im alten Bern

Unter den Frühlingsbräuchen nimmt die Fastnacht den bedeutendsten Platz ein. Was sonst an Gebräuchen der Frühlingszeit örtlich und zeitlich verstreut begegnet: das Vermummten, das Umziehen, Lärmen, Tanzen, Springen, Schreken, Schlagen, Gabensammeln, Wahrheitsagen, das Totschlag oder Verbrennen des Winters, das fröhliche Einziehen des Frühlings, das alles tritt in der Fastnacht vereint auf. Am sinnfälligsten aber unter allen diesen Bräuchen ist an den Orten, da Fastnacht noch unverfälscht gehalten wird, das Verkleiden oder Maskieren und das gruppenweise Umherziehen der so Vermummten, wobei viel Lärm und oft tanzähnliches Hüpfen und Springen eine große Rolle spielen.

Während in andern Schweizerstädten, namentlich in Basel, in Luzern, in Biel und Solothurn eine alte Fastnachtstradition sich erhalten hat, war bis vor wenigen Jahren die „Fastnacht“ in Bern

kaum vom Hörensagen bekannt.

Was heute von der Fastnacht der genannten Städte hier Eingang gefunden, die mehr oder weniger eleganten und mehr oder weniger steifen Maskenbälle sind für Bern im Grunde immer noch etwas Neues, für den Berner Ungewohntes. Vom bunten und fröhlichen, übermütigen Maskentreiben auf Gassen und Plätzen und in den Wirtschaften — ebensowenig wie non reichhaltigen humoristischen und satyrischen Umzügen — findet sich in Bern, seit mehr als Menschengedenken keine Spur mehr.

Daß dem nicht immer so war, daß in Bern einst die „Fastnacht“ nicht weniger übermütig und üppig „gefeiert“ wurde wie anderswo, erkennen wir aus allerlei zerstreuten Aufzeichnungen in alten Chroniken, in den Stadtsatzungen, in Stadt- und Zunftrechnungen, ja einzelne typische Fastnachtsbräuche haben sich in Bern recht lange zu halten vermocht. Gegen das eigentliche Fastnachtstreiben aber, gegen Mummenschanz und Maskereien aller Art sind die kirchlichen und weltlichen Behörden in Bern seit der Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts mit Strenge und Ausdauer vorgegangen. Als heidnische und „papistische“ Unsitte wurden diese Bräuche unterdrückt, oder ihnen nach Möglichkeit der fastnachtliche Charakter genommen.

Verordnungen gegen allerlei Uebermaß finden sich — wie übrigens auch anderwärts — schon in den ältesten Satzungsbüchern der Stadt Bern. So verbietet eine zeitlich vielleicht schon ins 14. Jahrhundert gehörende Satzung allen über 10 Jahre alten Personen das maskierte Herumlaufen und Heischen in den Gassen und Häusern ohne besondere Erlaubnis von Schultheiß und Rat bei Strafe der Verbannung aus der Stadt für die Dauer eines Monats und einer empfindlichen Geldbuße. Im Jahre 1416 wird dieses Verbot wiederholt und besonders an die Zünfte und Handwerksgefellschaften gerichtet, welche auch in Bern, wie anderwärts eben die vorzüglichsten Träger und Pfleger fastnachtlichen Brauchtums waren. Ein Jahr später ergeht ein Verbot an die Zünfte gegen ihre bisher wohl üblichen